Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 19

Artikel: Der Kampf um den Frieden

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637712

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dringlich vor den letzten Dingen des Menschen schaudern. „Wie habt Ihr Christi Leiden mitgelebt in dieser Zeit der Gnade und Buße?“ lautete die Frage. Es scheint, daß unsere gute Großmutter, ja sie war wirklich eine gute, wieviel gab sie nur uns Kindern, auf die Frage keine glatte befriedigende Antwort geben durfte, die keinen Rest von Zweifel zurückließ. Sie beschloß daher, das Versäumte nachzuholen, um am Todestage des Herrn und Heilandes nicht arm und ohne Gabe und Opfer vor den Allmächtigen treten zu müssen. Aber wie?

Mit Fasten? Fleisch kam nur am Sonntag auf den Tisch, dreimal Milch und Milchspeisen im Tag. Wahrhaft, die Schwäche würde sie übermannen, wenn sie sich im Essen mehr Abbruch täte. Abtötung des Leibes, Kasteiung? Jetzt war sie im siebenzigsten Jahr und sechsundneunzig Pfund von Gewicht. Als sie mit sechsundzwanzig Jahren in den Ehestand trat, war sie ein dralles Mädchen. Sie diente in der obersten Mühle und mancher Mahlknecht mußte all' sein Ellbogenschmalz zusammennehmen, wenn er mit ihr die Mehlsäcke lupfen wollte. Sie hatte uns Kindern oft von dieser schönen Zeit erzählt.

So war es also recht schwer für sie, ein Opfer zu bringen, eine Entsagung zu üben. Und sie wollte doch etwas tun, mußte etwas tun, so nahe dem Grabe und so arm an guten Werken. Das andere, die Geduld und Treue ihrer Arbeit, konnte sie doch nicht auf diese Rechnung setzen: Das waren Pflichten, redlich erfüllte Pflichten. Sie stand darin gewiß in keinerlei Schuld. Aber Verdienst und Tugend? Gott bewahre sie vor dem Hochmut, daß sie sich etwas so zulegen wollte. Sie dachte lange darüber nach, wie sie ein schickliches Opfer bringen könnte und durchging zu diesem Zwecke die ganze Predigt . . . . . Halt! Hatte er nicht von freiwilligem Verzicht auf alte Gewohnheiten, begleitet von der guten Meinung gesprochen. Gewohnheiten, die keine Sünde sind, aber doch Unarten, und sündhaft dann, wenn wir unser Herz daran hängen? So eine war ihr Rauchen. Gewiß meinte der Pater diese. Also das Rauchen könnte sie zum Opfer bringen, nicht für ihr Leben lang, nur diese Woche, nur während der großen Leidenswoche des Herrn. Sie nahm ihre Pfeife zur Hand. Eine Weile lachte sie das goldig-gelbe Weichselrohr und der geschnitzte Türkenkopf verlockend an. „Eine Einflüsterung des Satans, der das Gute im Menschen zu ersticken sucht“, dachte sie und warf die Pfeife ins knisternde Feuer des großen holzfressenden Kachelofens. So war sie den Versucher los, der sie des frommen Gelübdes, während der heiligen Karwoche keinen Zug mehr aus der Pfeife zu schlürfen, reuig machen könnte. Die Flammen schlugen über dem Pfeifenkopf zusammen und verzehrten ihn und machten ihr so die Qualen der unbußfertigen Sünder im Fegefeuer sinnenfällig.

Dieses Werk frommer Entsagung stimmte sie, wie jede gute Tat, froh und wohlgelaunt. Sie machte aber davon keinerlei hochmütiges Aufheben und erzählte es bloß unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihrer Tochter, meiner Mutter, und von ihr vernahm es meine Schwester, die darüber in hellen Zorn geriet, daß ihre fleißige und so viel bewunderte Arbeit, eben die seidenen Zöttelein, ein unrühmliches Ende im Feuer gefunden hatten. Sie klagte ihr Leid jedem im ganzen Hause, fast jedem Gartenpfosten, und mit der Verehrung des Pater Raphael, des Predigers, räumte sie von Stunde an gründlich auf. Die Großmutter aber focht der Zorn Gretes nicht an. Sie suchte wohl die Aufgebrachte mit Liebe zu beruhigen und schenkte ihr ein altes, gutes Bröschlein, allein das Ding war so ohne Glanz und Gefunkel, daß es meine Schwester fürs erste keines Blickes würdigte und in ihrer bitteren Feindschaft gegen den Prediger verharrte.

Von dem schroffen Zurückweisen ihrer Gunst ward das Wesen der Großmutter aber mehr und mehr verändert, sie zog sich in sich zurück, wurde härter und ging in einem verschlossenen Selbstgenügen an uns Kindern vorüber. Das alles fiel uns darum umsomehr auf, weil die Karwoche, wie immer, eine stille und freudlose Zeit war, man hörte keinen Jodel im Gelände, kaum ein Kinderlachen. Am hohen Donnerstag schwiegen nun auch die Glocken, deren feierliches und klangvolles Geläute uns Kindern freilich weniger an die symbolische religiöse Bedeutung erinnerte, als an die Essenszeit, die mittags, zum Vesper und abends mit der Zeit des Läutens zusammenfiel. Aber an den drei letzten Tagen der Karwoche gab es bei uns, wie es in der ganzen Gegend gäng und gäbe war, kein Vesperbrot, und weil an diesen Tagen die Glocken auch nicht geläutet wurden, deuteten wir diese Stummheit als einen neuen Beweis für den inneren Zusammenhang von Essen und Läuten.

Der erste glocken- und vesperbrotlose Tag schien uns unendlich lang. Von zwölf bis sieben Uhr keinen Bissen im Munde! Und dazu das Umherlungern. Es war nicht gerade öffentliche Arbeitsruhe geboten, doch galt es als unschicklich, an diesem Tage schwere Arbeit zu verrichten und mit Hüst und Hott die Trauer der Christenheit zu stören. Mit jedem weiteren Vorrücken der Stunde schien der Zeiger langsamer und müder zu werden. Es lähmte uns ganz; endlich hockten wir wie Fliegen im Herbst auf den Bänken umher.

Da kam der Vater aus dem Stalle herauf und setzte sich mit zufriedener Miene ans Fenster, öffnete die Flügel und sagte: Den Schnee nimmt es doch obenhinaus! Ja, der Ustag. Heute habe ich wieder zum erstenmal ohne Licht das Vieh gehirtet. Dann hat man es wieder gewonnen, wenn man im Stall kein Licht mehr braucht . . . Frau, ist die Suppe auf dem Feuer? Iä . . . erst halbe sechs? Wie stehen wir heute in der Zeitrechnung . . . Was tut man da Gescheiteres als ein Pfeiflein anzünden.“

Ich wollte nicht behaupten, daß es Absicht gewesen wäre, vielleicht nur die Freude am beginnenden Frühling und am Gedeihen des Viehes im Stalle, was ihn nun veranlaßte ein wenig breitspurig und geräuschvoll die Pfeife auszuklopfen, die Schweinsblase zu öffnen und den dunklen scharfen Tabak behaglich zu hämpfeln, ehe er ihn in die Pfeife füllte. Dann zündete er an und zog den Rauch schmunzelnd ein und blies ihn wieder mit vollen Backen durchs Fenster. „Ich meine, wenn das Rauchen nicht etwas Gottgefälliges wäre, so hätte er den Tabak nicht wachsen lassen,“ ließ er sich nach einer Weile vernehmen, aber das ertrug die Großmutter nicht mehr, sie ging gleich hinaus.

„Du bist ein Plager,“ schalt die Mutter. „Siehst doch, daß sie Langezeit nach der Pfeife hat, mach ihr das Gelüboe nicht noch schwerer.“

„Und wenn ich schuld wäre, daß sie es bräche,“ wollte der Vater erwidern; allein die Mutter bedeutete ihm, seine Zunge vor den Kindern im Zaume zu halten.

(Schluß folgt.)

Der Kampf um den Frieden.

Bericht bis 7. Mai.

Die zu früh totgesagte Räterepublik in München ist also schließlich von Regierungstruppen und grassierendem Hunger erwürgt worden. Der Kommunistenstaat in Budapest hat mit dem Einzug der Rumänen daselbst sein Ende erreicht. Eine spätere Neuauflage bleibt der Weltgeschichte in jedem Falle vorbehalten, als Warnung an die Sieger in Paris, die Prinzipien Wilsons nicht noch mehr zu fälschen als bislang.

Die Extremisten russischer Observanz in München haben, ungetreu dem Testament Eisners, die gewaltsame Entscheidung gesucht und als der Ausgang schlimm zu werden schien, bürgerliche Geiseln ermorden lassen. Der weiße Schrecken wütet in Rachsucht und stellt „Kommunistenführer kurzerhand an die Wand“.

Eine Konferenz über die Danziger Frage im Salonwagen Spa-Berlin.

Ob Grausamkeiten helfen sollen, wo tausendfach bessere Einsicht not täte? Toller, der Führer der Münchner Unabhängigen, wollte verhandeln, sobald er die Regierung Hoffmann in Waffen erblickte. Die Russen Levien, Levine und Nissen, der Schriftsteller Landauer, Engelhöfer, der Kommandant der roten Armee, der Kommunist Sontheimer redeten von Proletarierdiktatur, wo doch die Hälfte der Proletarier gegen die Diktatur spricht und stimmt. Sie sind vorläufig erledigt, Engelhöfer und Sontheimer, vielleicht auch Landauer tot, der Rest flüchtig oder gefangen, wie die Regierung Kun-Garbai-Szamuelly. Paris, das Zentrum der Reaktion, freut sich über den Dienst, den die Regierungen Ebert und Hoffmann ihr geleistet, hofft doch, er werde nicht entlöhnt werden müssen.

Die deutsche Delegation, an ihrer Spitze Brockdorff selbst, hat sich nach Versailles begeben und wartet auf die Bedingungen, die am Mittwoch, 8. Mai, überreicht werden sollen. Ein Drahtverhau schützt sie vor dem Publikum, nachdem die Armeen sich jahrelang an Drahtverhauen rissen.

Es sollen binnen kurzem auch die Oesterreicher zu gesonderten Verhandlungen in St. Germain eintreffen, nachher die bürgerlich-sozialistischen Ungarn. Alsdann kann die Komödie in ihrer ganzen Belanglosigkeit losgehen.

Während Lakaien den berühmten Spiegelsaal mit Sesseltragen und Teppichlegen für den feierlichen Hauptakt zurüsten, während noch das ahnungslose Genfer Publikum darüber, daß Calvins Stadt Sitz des Völkerbundes wurde, jubelt, haben die Alliierten sich eine Blamage geleistet, die der aufmerksame Zuschauer eigentlich längst erwartete. Das Kriegsziel der Befreiung aller Nationen war als Ideal ganz schön und erhebend. Heute aber, da die tatsächliche Verwirklichung durchgeführt werden sollte, entzweien sich die Befreier, weil sie einander allzusehr gegenseitig befreien möchten. Das war der Fall in Schlesien zwischen Polen und Tschechen, in Galizien zwischen Polen und Ukrainern, in der Bukowina zwischen Rumänen und Ukrainern, das wird sich morgen zwischen Rumänen und Serben im Banat wiederholen; es wiederholt sich heute vor allem zwischen Italienern und Südslaven an der Adria. Die ethnographischen Schwierigkeiten im strittigen Gebiet lassen sich kurz folgendermaßen umschreiben: Beide Parteien erheben Anspruch auf ein Land, das mehrheitlich slavische Bevölkerung mit starken italienischen Minderheiten in den Städten Zara, Ragusa und Fiume, mehrheitlich italienische Bevölkerung auf den Inseln in West-Istrien und im untern Isonzogebiet und im ganzen Küstenstrich italienische Kultur aufweist. Lösung?

Zwei Auffassungen stehen sich gegenüber: Die ursprüngliche Wilsonsche, die das Königreich des erweiterten Serbien, genannt Jugoslavien, als Ententegenossen behandeln will, und die italienische, die von Jugoslavien als einem Teil der habsburgischen Monarchie sprechen möchte, die zwischen Serbien und Italien aufgeteilt würde. Nun aber bekennt sich Serbien zum Standpunkt Wilsons, der viel vorteilhafter aussieht und für sich das nationale Prinzip hat.

Wilson hat zugunsten der Italiener seine Prinzipien preisgegeben, die deutschen Südtiroler bis zum Brenner den italienischen Imperialisten ausgeliefert, Triest mit seinem slowenischen Hinterland desgleichen und hoffte, sich genügend verleugnet zu haben, wenn die Stadt Fiume zwischen beide Völker geteilt und einige Inseln an Italien kommen würden.

Da ließ Rom den Presse-Hetzapparat spielen. „Pro Fiume!" war das Geschrei der Straße, wie vor dem Krieg Pro Trentino und Pro Triest.

Wilson führte seinen Gegenschlag, indem er sich mit einer Note an die gesamte Welt und das italienische Volk vor allem wandte und mehr verriet, als man gerne hören mochte: Er gestand die Preisgabe seiner Prinzipien. Darüber kann auch seine Beweisführung: Oesterreich existiere nicht mehr und der Londoner-Vertrag, der zum Zweck einer Verteidigung Italiens diesem die dalmatische Küste auslieferte, sei hinfällig geworden. Seine Aussage über die „natürliche" Nordgrenze Italiens beweist allein schon den Verrat.

Es war sozusagen in der italienischen Natur begründet, daß Orlando und Sonnino von Paris abreisten. Aber die (wirtschaftlich und politisch) zwangsmäßige Solidarität der Entente zwang sie, zur Ueberreichung der Friedensbedingungen wieder nach Paris zu reisen. Sie werden zugegen sein; aber Wilson hat sich das Zugeständnis abtrotzen lassen, Italiens vorwaltende Interessen in Fiume anzuerkennen. Wiederum ein Loch in seine Prinzipien. Doch da schon so viele größere gerissen wurden, was tut das eine?

Die Zeit ist also leider vorüber, da man auf Wilson hoffen konnte. Die deutschen Delegierten können den Friedensvertrag unterschreiben, aber nicht halten — Wilson würde also den Franzosen genau so wie den Italienern entgegentreten müssen. Doch der Fochsche Militarismus rückt mit bessern Beweisen auf und macht seine Intervention illusorisch. Von allen bürgerlichen Parteien verlassen, bekämpft von seinem eigenen Lande, nicht gewillt, den Sozialismus als Verbündeten anzurufen, bleibt dem Präsidenten keine andere Wahl, als die Beweisführung für die Richtigkeit seiner Thesen dem Bolschewismus zu überlassen. Lenin ist zwar ein simpler, schematischer Rechenmeister, aber Subtraktionen und Brüche versteht er mit bloßen Zahlen allerdings besser als angewandt.

Vielleicht wird Europa im letzten Augenblick inne, daß die Anwendung seiner Methode um jeden Preis verhindert werden müsse; vielleicht wird es auch inne, daß die Gefahr nicht verkleinert ist durch eine allfällige finnische Eroberung von Petrograd. -kh-

Persischer Sinnspruch.

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber — es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts.
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen:
Geh an der Welt vorüber — es ist nichts.